**Zeitschrift:** Neujahrsblatt der Naturforschenden Gesellschaft Schaffhausen
**Herausgeber:** Naturforschende Gesellschaft Schaffhausen
**Band:** 17 (1965)

**Artikel:** Schaffhauser Heimat : Heimat- und Volkskundliches aus Beringen
**Autor:** Rahm, Ewald
**Kapitel:** Auf dem Randen
**DOI:** https://doi.org/10.5169/seals-584727

**Nutzungsbedingungen**
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

**Conditions d'utilisation**
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

**Terms of use**
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

**Download PDF:** 08.02.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch**

# Auf dem Randen

Am Sonntagmorgen steht der Mond am klaren Himmel. Im Tal liegt dichter Nebel. Ich habe mich früh aufgemacht und bin gegen das Eschheimertal marschiert. Der Nussbaum am Weg schüttelt sacht Nebel und Blätter ab, es tropft und raschelt stetig und gelassen. Eine Meise huscht durchs Geäst und hackt sich Nüsse. Hier oben am Hang ist noch Ruhe und Schlaf. Unten aber, in der Nebelmasse, rauscht und knallt, rumpelt und lärmt es: Eisenbahn und Tram, Motorrad und Auto kennen keinen Sonntag. Der Lärm der Fahrzeuge brandet herauf wie das Rauschen des wilden Wasserlaufes einer Schlucht.

Der Wald nimmt mich auf, und wie der Weg zum Färberwiesli abbiegt, da weicht der Nebel, die ersten Sonnenstrahlen schiessen schräg herüber und prallen auf das Holz am Burgstel. Das Laubholz leuchtet auf, hell und bunt. Die Farben lohen hinauf zu den dunklen Föhrenköpfen hoch oben an der Kuppe. Diese aber recken sich wohlig und greifen breit hinein in das Himmelsblau.

Ein paar Schritte weiter fallen die Sonnenstrahlen schräg hinein in den Tannenforst am Frohloh. Das Licht huscht über die Stämme und zaubert grelle Kringeln auf den Boden. Weiter vorn, dort, wo das Holz während des Krieges gerodet worden ist, wirft der Wildhag lange Schatten ins Feld hinein: Sonst aber liegt lauter Licht und Glanz auf Acker und Wiese. Ein paar zurückgelassene Erntemaschinen stehen mitten in der Lichtfülle wie erstarrte und ausgetrocknete Heugumper. Um sie blitzt tausendfältig der Tau auf Halm und Blatt. Ein Spinnlein hat am Weg sein Netz gespannt. Auf jedem Faden glitzern, schön aneinander gereiht, unzählige Tauperlen, eine schöner und heller als die andere.

Da kreischt es plötzlich hässlich und wild auf. Ein paar Raben stürzen aus dem Holz. Sie zanken durch die Luft hinüber gegen den Randenturm. Scheltende Häher bleiben zurück und melden jedem Tier zwischen Ast und Stamm, zwischen Krone und Wurzel, dass Gefahr im Anzug ist. Das Eichhorn hat's gehört. Es huscht am Stamm empor, bleibt dann in der Astgabel sitzen, äugt herab, fliegt weg und verschwindet im Laub.

Mein Weg führt über die Kühtränki zum vorderen Hägliloh. Kein Mensch ist weit und breit. Der eigene Tritt ist fast lautlos, kaum dass ein welkes Blatt unter den Füssen leise raschelt. Da schlägt drüben beim Bauernhaus ein Hund an. Das Tier drängt sich aus der halb offenen Haustüre und bellt mir entgegen. Es kommt den sonnigen Weg zögernd und ewig kläffend herüber. Es hat keine Ruhe, bis ich die Bank am Waldrand verlasse und weitergehe. Wir beide haben ungefähr gleichviel Respekt voreinander. Das Tier zögert, und ich will meine Eile nicht merken lassen; beide aber sind froh, dass es zu keinem Zusammenprall kommt, das würde so schlecht in den glanzvollen Morgen passen. Was tut's schon, wenn man weichen muss. Dort, wo die Häglilohschtaag, die Strasse nach den Winkeläckern, die nach

Vorderes Hägliloh (Blashalde)

Hemmenthal und die nach dem Griesbach sich mit meinem Weg treffen, steht wieder eine Bank, und niemand vertreibt mich davon. Drüben ist das Hägliloh im Licht. Ein Rudel Kinder tollt sich vor Stall und Scheune in der warmen Morgensonne, indes die Kamerädlein im Dorf unten im Nebel frösteln und die Stube hüten. Der Bauer hat alles eingeheimst. Das weite Land ist kahl und leer. Es wartet auf neue Saat. Das Gut ist vom reichfarbigsten Hag eingefasst, den man sich denken kann. Immer neu staunt das Auge ob der Pracht im Holz, ob dem Glanz des Himmels.

Da tönt Glockengeläute von der Steig her. Unsere Glocken fallen ein. Aus allen Richtungen klingt es plötzlich auf. Die ganze Runde ist voll Glockenklang. Kein Wind geht. Das Windrad auf dem Häglilohschopf steht, aber die ganze Weite tönt und singt, ist voll Glockensang und Sonntagsfreude.

Ich gehe noch weiter. Auf den Winkeläckern staune ich in die Blütenwunder des violetten Enzians, der da zu tausenden aufgegangen ist. Ich verweile beim blauen Enzian und bei zarten Nelken. Dann ziehe ich fürbass gegen die Pfaderhütte. Jugend ist rauh und ungeniert. Es knallt und brüllt im und ums Haus. Jugendlicher Uebermut tut sich kund. Drüben glänzt das Siblinger Randenhaus. In der Tiefe schwimmt Nebel. Jetzt geht's wieder hinein in den Wald. Von einer Kreuzung aus messe ich die 95 Schritte ab, die zu einem wohlbehüteten Geheimnis führen. Ich kontrolliere den Platz, wo im Sommer eine Kolonie Frauenschüeli geblüht hat. Natürlich ist die Herrlichkeit schon lang

vorüber; aber das Wissen um das wiederkommende Blütenwunder am verborgenen Ort macht auch im Herbst froh.

Jetzt geht es eilig das Tobel hinunter, vorbei an schlanken und ranken Stämmen, vorbei an Staude und Dorn. Wie sich dann das Lieblosental auftut, da glänzen am Rain blauschwarze Tollkirschen. An der Halde weidet Zollers braune Herde. Drüben beim Forsthaus wanken Nebelschwaden auf und ab, hin und her.

Meine Randenwanderung ist schon lange beendet, als auch im Tal die Nebel weichen. Jetzt ziehen Männlein und Weiblein, Kind und Kegel zur Höhe, um letzte Sonne, laue Luft und hellblauen Himmel zu geniessen. —

Unser Randen, einmal entdeckt, lockt immer wieder, das ganze Jahr, früh am Morgen, spät am Abend. In unserem Dorf gibt es eine Reihe Männer und Frauen, die regelmässig Sonntag um Sonntag den gleichen, lieben Weg hinauf zur Höhe und über sie hinweg gehen. Jeder dieser Wanderer hat sein besonderes Wissen um Baum und Strauch, Fuchs und Dachs, Reh und Siebenschläfer. Jeder weiss, wo der Specht trommelt, wo die Ameisen Burgen bauen, wo der Weih horstet und das Reh seine Wege zieht.

## *Der Beringer Randenturm*

Im Winter von 1883 auf 1884 fanden es vier Männer für nötig, sich ein Sorgenkind zu schaffen: die Erstellung eines Turmes auf dem Randen wurde beschlossen. Da es sich um ein öffentliches Werk handelte, taten sich die Gründer zum «Garantiekomitee für den Beringer Randenturm» zusammen und warben weitere Idealisten. 17 Mann gingen nun mit viel Schwung und Ausdauer an die Ausführung ihrer Pläne. Bettelsack und Donatorenlisten kreisten. Kantonsbaumeister Bahnmaier schuf den Plan. Die Maschinenfabrik Rauschenbach ging an die Konstruktion des Eisengerüstes, und Zimmermeister Bolli rüstete das schönste Holz für Treppen und Böden. Am 17. Mai 1885 wurde das wohlgelungene Werk eingeweiht. Das ganze Dorf und viele Freunde von Stadt und Land, eine grosse Volksmenge, feierten. Der ganze Bau kam auf Fr. 2750.— zu stehen.

Das Komitee löste sich jetzt auf, und es wurde die bis heute noch bestehende «Gesellschaft zum Unterhalt des Beringer Randenturms und der dazugehörenden Anlagen» gegründet. Das Sorgenkind der ersten vier Randenväter ist mehr oder weniger bis heute eines geblieben. Die Sorgen aber werden z. Z. von rund 250 Mitgliedern getragen, die jedes Jahr ihren Zweifränkler leisten.

Im Laufe der Jahre mussten Unterhaltsarbeiten und Neubauten ausgeführt werden. Der Turm verlangte immer und immer wieder sorgfältige Instandstellung. Dabei ist zu vermerken, dass der letzte Anstrich vor ca. 10 Jahren höher zu stehen kam, als der ehemalige Neubau. Für die von Anfang an betriebene Randenturmwirtschaft mussten Keller, Betriebs- und Unterkunftsraum geschaffen werden. Der

weite Platz wurde ausgeebnet und mit Linden bepflanzt. Spielgeräte wurden bereitgestellt. An schönen Frühlings- und Herbsttagen ist oft ein wahres Gedränge! Sommer und Winter kommen Gesellschaften und Schulen vorbei.

Unbekümmert steht der stumme, eiserne Turm. Bei Sonnenglanz und Sturmgebraus, bei Kälte und Hitze. Zu jeder Tages- und Nachtzeit ist er jedem offen, der auf seine Höhen klettern will. Der starre Geselle zählt nicht zu den Schönen im Lande. Aber das Schöne zu schauen, das wird durch ihn besonders möglich; und das macht ihn uns lieb.

## Die ehemalige Bäächtiligemeinde

Der Bäächtilistag (2. Januar) wurde früher überall in der deutschen Schweiz gefeiert. Mancherorts fand man sich zu gemeinsamen Essen oder zu Tanz und Spiel zusammen, andernorts wurden Umzüge veranstaltet. Der Brauch, den Tag nach dem Neujahr zu feiern, ist wohl uralt.

Bis vor Jahren hielt Beringen die «Bäächtiligemeinde», d. h. die Bürger wurden zur Gemeindeversammlung einberufen und hatten über das Budget zu befinden. Der Tag war von den Wirten hoch geschätzt. Die Hausfrauen aber ärgerten sich, denn sie wussten, dass ihre Männer kaum vor dem dritten des Monats nach Hause kommen würden.

Die in der Erinnerung unserer älteren Leute lebende Bäächtiligemeinde war aber nur noch der blasse Schimmer eines uralten Brauches. — Zu Zeiten der gnädigen Herren in der Stadt und der lieben Untertanen auf dem Lande war den Beringern ein Ratsherr aus der Stadt als Obervogt gesetzt. Der Herr inspizierte die Schule und die Kirche; er war dabei, wenn ein neuer Pfarrer eingesetzt wurde; er hielt Gericht und achtete wohl auf alle Regungen der Gemeinde; am 2. Januar wohnte er nach altem Brauch der Gemeindeversammlung bei.

Am frühen Morgen ritt der Obervogt mit seinem Schreiber und seinem Rossknecht von Schaffhausen her nach Beringen. Im Gemeindehaus fand er die Bürger versammelt und auf sein Geheiss wurde die Gemeindeversammlung eröffnet. Mit sauberer Schrift hatte einer der Schulmeister die Jahresrechnung geschrieben. Sie wurde vorgelesen, Punkt um Punkt: Einnahmen an Korn und Kernen, Fäsen und Wein und wenig Bargeld. Und wie die Einnahmen, so wurden auch die Ausgaben bis aufs Kleinste aufgeführt. Ein jedes Viertel Wein, ja selbst die Schwanung (Verlorengegangenes) fand seine Erwähnung.

Im Jahre 1696 wollte der Herr Obervogt die Gemeindeversammlung um ein paar Tage verschieben. Aber ohalätz! er kannte seine Leute nicht. Prompt zogen